

HABITUS – Ein Thema?

4.11.2010

Vortrag an der Herta Firnberg Schule für Wirtschaft und Tourismus
Firnbergplatz 1 1220 Wien

1921 machte sich LEWIS TERMAN, Psychologieprofessor an der Stanford University, mit einem Team von Feldforschern auf die Suche nach hochintelligenten Kindern.

Aus 250.000 getesteten kalifornischen Grundschulern wählte er 1.470 Kinder mit einem IQ von mehr als 140 aus. Er nannte sie »Termiten« und wachte für den Rest seines Lebens über sie.

TERMAN nannte seine Studie »Genetic Studies of Genius«. Er war felsenfest davon überzeugt, dass seine »Termiten« ausersehen waren, schließlich die Elite seines Landes zu stellen.

TERMAN hatte sich geirrt. Die Mehrheit seiner Schützlinge schlug eine durchschnittliche Laufbahn ein. Die Entwicklung eines überraschend großen Teils sah TERMAN sogar als gescheitert an. Kein einziger Nobelpreisträger rekrutierte sich aus seinen Probanden. Seine Mitarbeiter hatten sogar zwei spätere Nobelpreisträger nicht in ihre Studie aufgenommen - wegen zu geringer Intelligenz.

TERMAN analysierte schließlich die Daten von 730 seiner erwachsenen männlichen Studienteilnehmer und teilte sie in 3 Gruppen. 20% waren sehr erfolgreich – er nannte sie Gruppe A. 60% hatten sich zufrieden stellend entwickelt – die Gruppe B. Die untersten 20% kamen in Gruppe C.

TERMAN analysierte ihre körperliche und geistige Gesundheit, ihre »Männlichkeits-Weiblichkeits-Werte«, ihre Hobbys und ihre beruflichen Interessen, den Zeitpunkt ihres Laufens- und Sperchenlernens, ihre IQs in der Grundschule und in der High School.

Er konnte aber nur ein einziges Kriterium finden, das zeichnete – und das war die gesellschaftliche Herkunft.

Als er ihre Persönlichkeitseigenschaften analysierte, zeigte sich: „Die As waren *wacher, ausgeglichener, attraktiver und besser gekleidet*. Die Unterschiede in diesen vier Punkten waren allerdings derart ausgeprägt, dass man hätte meinen können, es handle sich um zwei unterschiedliche Spezies Mensch. Das war natürlich nicht der Fall. Was hier zu beobachten war, sind lediglich Unterschiede zwischen Menschen, die von ihren Eltern gelernt haben, der Welt ihr bestes Gesicht zu zeigen, und anderen, die es nicht gelernt haben.“

Schreibt MALCOLM GLADWELL in seinem Buch: *ÜBERFLIEGER. Warum manche Menschen erfolgreich sind – und andere nicht.* ¹

„Was hatte den C's gefehlt?

Das war weder teuer noch unmöglich zu finden und hatte auch nichts mit Genen zu tun. Es war eine *Gemeinschaft, die sie richtig auf die gesellschaftlichen Spiele vorbereitet hätte.*“

MICHAEL HARTMANN², seines Zeichens Eliteforscher, hat herausgefunden, dass Personalverantwortliche meinen, innerhalb von 30 Sekunden entscheiden zu können, ob *der neue Mann* zu ihnen passt oder nicht. Bei *Frauen* haben sie kein so gutes Gespür. *Frauen* fallen nicht zuletzt deshalb leicht aus dem Rennen um gute Positionen.

Bürgerkind sucht Bürgerkind, meint HARTMANN.

Karriereverläufe von 6.500 *Promovierten* in Deutschland aus den Jahren 1955 bis 1999 verweisen auf eine ausgesprochen exklusive soziale Rekrutierung der Wirtschaftseliten. Seit Jahrzehnten stammt ungefähr jeder zweite Spitzenmanager aus dem Großbürgertum, das macht bloß 5 Promille der Bevölkerung aus. Ein weiteres gutes Drittel rekrutiert sich aus dem übrigen Bürgertum, auch nur 3% der Bevölkerung. Gerade 15 Prozent der Spitzenmanager stammt aus den Mittelschichten und der Arbeiterschaft.³ Selbst von den *Promovierten* aus Mittelstand und Arbeiterklasse schaffen es nur 1-2% in Spitzenpositionen.

Der Umstand, dass sich seit den 1960er Jahren die Zahl der AbiturentInnen vervierfacht hat, schlägt sich in den sozialen Zusammensetzungen der Führungsetagen nicht nieder⁴.

Ebenso wenig übrigens die Tatsache, dass *Frauen* mittlerweile die Mehrzahl der Maturanten abgeben und in den Studienabschlüssen quasi gleichgezogen haben.⁵

Wenn sich *Frauen* in höheren Etagen der Wirtschaft finden, kommen sie bisher zur Gänze aus dem *Großbürgertum*.

¹ GLADWELL, MALCOLM (2009): *Überflieger. Warum manche Menschen erfolgreich sind – und andere nicht.* Frankfurt am Main: Campus

² HARTMANN, MICHAEL (2002): *Der Mythos von den Leistungseliten. Spitzenkarrieren und soziale Herkunft in Wirtschaft Politik und Wissenschaft*, Frankfurt am Main: Campus

³ Ders. (2007): *Elitenreproduktion, Die Bedeutung von Leistung und Habitus*, in: ERLER, INGOLF (Hg.) (2007): *Keine Chance für Lisa Simpson? Soziale Ungleichheit im Bildungssystem*, Wien: Mandelbaum, S 188-192

⁴ HARTMANN, MICHAEL (2006) im Gespräch mit URSULA NUBER in *PSYCHOLOGIE HEUTE* Mai 2006, S 27 ff

⁵ verg. HAMMAN, SYBILLE (2008): *Schwarzbuch Männer, Weißbuch Frauen*, Wien: Deuticke

Universitätsabschlüsse, selbst Dokortitel reichen nicht aus für Spitzenkarrieren, auch nicht Fachwissen, fachspezifische Fertigkeiten und Leistungen.

Ausschlaggebend ist der *richtige Habitus*:

- ☞ Das Beherrschen der in den Chefetagen gültigen Codes, was Umgangsformen und äußere Erscheinung betrifft.
- ☞ Eine *breite klassische Bildung* – Kunst, Geschichte.
- ☞ *unternehmerisches Denken*, das sich durch Zuversicht, Risikobereitschaft und Entscheidungsfreudigkeit auszeichnet-
- ☞ und *persönliche Souveränität* – ein offener Blick, ein fester Händedruck, ein ruhiger, fester Schritt, eine klare Artikulation und gelassene Aufmerksamkeit.

Wir sehen: der soziale Status ist verantwortlich für ein bestimmtes Verhalten, das *gesellschaftlich reüssiert*.

Erst eine gewisse *Performanz* eröffnet die Möglichkeit, die eigenen Fähigkeiten zur Geltung zu bringen. Andere Verhaltensweisen schließen aus den erstrebenswerten gesellschaftlichen Spielen geradezu aus.

PIERRE BOURDIEU beschreibt mit seinem Konzept des »*Habitus*«⁶, wie sich spezifische Lebensbedingungen in Lebensstile übersetzen.

Dieses Konzept ist sehr kompliziert, weil die Prozesse, die es aufzuhellen versucht, alles andere als trivial sind.

Es geht um die Frage, wie sich *materielle* Gegebenheiten in *mentale* Strukturen übersetzen, und wie in der Folge das Fühlen und Denken der Menschen deren Handeln so steuert, dass es seine materiellen Grundlagen stets reproduziert.

Lassen Sie mich versuchen, Ihnen dieses Konzept darzustellen.

Ich werde zeitweise weit ausholen, um die Thematik einzukreisen. Haben Sie bitte etwas Geduld, wenn ich mich von Ihrem Schulalltag wegbewege.

Besonders gut lassen sich die Mechanismen der Macht am *geschlechtsklassenspezifischen* Habitus anschaulich machen.

Ich weiß, das ist ein heikles Thema!

⁶ verg. BOURDIEU, PIERRE (1987): Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt am Main: Suhrkamp

Habitus meint die spezifische – selbstverständliche – Art und Weise, in der wir uns selbst und unsere Umwelt wahrnehmen und *beurteilen* und in der Folge entsprechend *denken* und *handeln*.

Im *Habitus* verschränken sich gesellschaftliche Strukturen und individuelle Praxis.

Über viele verschiedene Eingangskanäle erfolgt die *Einverleibung* sozialer Ungleichheit.

So schlägt sich etwa mehr oder weniger gute *Ernährung* und mehr oder weniger *Stress* im Leben schon in der durchschnittlichen *Körpergröße* nieder. Die Körpergröße gibt deshalb einerseits einen guten *Parameter* für den Lebensstandard einer Person ab. Andererseits stellt sie auch einen guten *Prädiktor* für deren weiteren sozialen Aufstieg dar.⁷ Große Menschen genießen großen Respekt.

Auch *Räume* und *Gegenstände* prägen uns. Unsere materiellen Lebensverhältnisse nehmen über die Lage, über die Höhe und die Größe von Räumen und Möbeln Gestalt an. Sie ermöglichen, erzwingen oder erschweren *Bewegung* und *Körperhaltungen* und diese prägen in der Folge unser Selbstempfinden und überhaupt unser *Gefühl für die »Ordnung der Dinge«*.

Dinge haben Aufforderungscharakter. Der Gebrauch von Musikinstrumenten, Computern oder Autos fordert eine je spezifische *Disziplin* und *Mentalität*. Auf diesem Wege tragen Güter, die wir benützen, zur Weitergabe entsprechender Werte, Tugenden und Kompetenzen bei. So macht es etwa einen Unterschied für unsere Individierungsprozesse, ob wir mit Stühlen und Armlehnen aufwachsen oder ob wir vorwiegend auf Bänken sitzen.

Die gesellschaftlichen Verhältnisse schreiben sich uns vermittels *unbewusster körperlicher Empfindungen* ein, mit „dem beruhigenden und diskreten Gleiten über den beigefarbenen Teppichboden ebenso wie (mit) dem kalten, nüchternen Kontakt mit grellfarbenem Linoleum, (mit) dem durchdringenden Geruch von Putzmitteln, wie dem unmerklichen Duft von Parfum“⁸. Schreibt BOURDIEU.

Ein weiteres Einfallstor für Herrschaft stellt die *Nachahmung* vertrauter Menschen oder Vorbilder dar. Körperhaltungen und –bewegungen werden *ohne sprachliche Vermittlung und Bewusstsein* imitiert. Damit übernehmen wir

⁷ verg. HARTMANN, MICHAEL (1996.): Topmanager, Frankfurt am Main: Campus, S 121

⁸ BOURDIEU 1987, S 137

ein bestimmtes, mehr oder weniger begrenztes Repertoire an Handlungsschemata. Das beinhaltet Grobmotorik wie Feinmotorik, *Gestik*, *Mimik*, *Stimmlage*, *Redeweise*, *Sprache* insgesamt und die damit korrespondierenden *Mentalitäten*, *Gefühle* und *Bewusstseinsinhalte*. Körperhaltungen und -bewegungen kommt eine *Induktorfunktion* zu. Über ein sogenanntes »Bodyfeedback« wird Gefühl und Bewusstsein induziert. Durch unsere Körperhaltungen und -bewegungen erfahren wir unseren *gesellschaftlichen Stellenwert* und drücken ihn zugleich für andere aus.

Ich zitiere PIERRE BOURDIEU⁹:

„Das eigene Verhältnis zur sozialen Welt und der Stellenwert, den man sich in ihr zuschreibt, kommt niemals klarer zur Darstellung als darüber, in welchem Ausmaß man sich berechtigt fühlt, Raum und Zeit des anderen zu okkupieren – genauer: den Raum, den man *durch den eigenen Körper* in Beschlag nimmt, vermittelt einer bestimmten Haltung, vermittelt selbstsicher-ausgreifender oder zurückhaltend knapper Gesten ... , wie auch die Zeit, die man *sprechend* und interagierend auf selbstsichere oder aggressive, ungenierte oder unbewusste Weise in Anspruch nimmt.“

In den Bereich der Nachahmung beziehungsweise der *rituellen Einübung* gehört auch das weite und differenzierte *Feld des Geschmacks*.

Geschmacksempfindungen kann man sich kaum entziehen.

Sie gehen mit mächtigen Affekten einher, auch solchen wie Widerwille, Ekel und Abscheu. Deshalb haben Geschmacksempfindungen eine starke *Distinktionsfunktion* - das heißt sie drücken Unterschiede aus und stellen Verbindung bzw. Distanz her.

Essgewohnheiten etwa bringen zum Ausdruck, ob man aus Hunger isst, wie viel Zeit man zur Verfügung hat, wann die nächste Mahlzeit zu erwarten ist, et cetera.

Das alles sind *Klassenspezifika*.

Von uns bevorzugte *Sportarten* repräsentieren unser Verhältnis zum eigenen Körper, sie drücken unsere Disziplin aus und zeigen auch den Zeithorizont an, in dem wir planen können.

So ist etwa der *Fitnesskult* typisch für soziale Aufsteiger. Er erfordert und fördert zugleich die Disposition von Aufsteigern, „bereits im Akt der Anstrengung ihre Erfüllung zu finden und die ihnen für die gegenwärtigen Entbehrungen in der

⁹ ebd. S. 739

Zukunft verheißenen Befriedigungen für bare Münze zu nehmen ...“¹⁰ sagt BOURDIEU.

Solche *Grunddispositionen* wie Triebaufschub, Disziplin, Fleiß, Anstrengungsbereitschaft, Anpassungswille und Bildungsbeflissenheit zugunsten späterer Gratifikationen nennt BOURDIEU »*generative Tiefenformeln*«, weil sie zuverlässig spezifische Verhaltensweisen generieren.

In *prekären* Lebenslagen, in denen keine stabilen Erwartungen für größere Zeithorizonte aufgebaut werden können, ergeben ganz andere Formeln Sinn als der Triebaufschub. Da geht es um Zugreifen, wenn gerade etwas da ist.

Menschen schließlich, die in Überfluss leben, abgesichert für die Zukunft, brauchen weder Triebaufschub zu lernen, noch impulsives, hastiges Konsumieren. Sie können gepflegt genießen und mühelos lernen, gelassen Dominanz ausüben und ihr Leben zu ästhetisieren.

So bilden sich aufgrund materieller Verhältnisse *distinkte* und zugleich *distinktive Lebensstile* heraus, die bestehende soziale Differenzen auf Dauer stellen. Sie garantieren, dass sich die sozialen Herrschaftsverhältnisse perpetuieren.

Besonders stabilisierend wirkt der Umstand, dass diese *Sozialisation ohne Bewusstheit* erfolgt - selbstverständlich, ohne thematisiert zu werden. Alle machen scheinbar das Vernünftige, alle bemühen sich um das Gleiche, nämlich ein gutes Leben. Die Bemühungen hinterlassen allerdings sehr unterschiedliche Spuren. Die einen scheitern, den anderen sieht man die Strapazen des Aufstiegs an. Beide Gruppen schämen sich dafür. Das zementiert die mühelose Dominanz der dritten.

Der Habitus stellt eine *strukturierende Struktur* dar. Er organisiert unsere Wahrnehmungen, unsere Einteilungen und unsere Bewertungen in der sozialen Welt. Damit *strukturiert er unsere Realitätskonstruktion und unser Handeln*. In den Habitus sind aber auch bereits die gesellschaftlichen Verhältnisse eingeschrieben. Es sind *die gesellschaftlichen Positionen*, die *als Dispositionen verinnerlicht* werden. Die Notwendigkeiten, Möglichkeiten und Zumutungen im Rahmen der eigenen Lebenslage werden in subjektiven Sinn verwandelt.

¹⁰ ebd. S. 341

Im Falle der *dominierten* sozialen Gruppen wird sozusagen aus der Not eine Tugend gemacht. Notwendigkeit und Zwang können sich vor allem deshalb durchsetzen und erhalten, weil die Betroffenen einen *Hang* haben und *Geschmack* dafür, wozu sie ohnehin verdammt sind – Bohnen essen statt Kaviar zum Beispiel. Oder immer etwas zum Rurcheln zu finden, statt sich zu entspannen und die Kräfte für einen *bedeutsamen* Einsatz zu bündeln.

Die Einschreibung gesellschaftlicher Herrschaftsverhältnisse in den Körper und in den Sinn der Menschen bringt die Beherrschten dazu, an ihrer eigenen Unterdrückung mitzuwirken. Jenseits jeder bewussten Entscheidung akzeptieren sie die ihnen auferlegten Grenzen. Durch ihre Praxis reproduzieren sogar Grenzen, die in der Rechtsordnung einer Demokratie bereits aufgehoben sind.

Die *inkorporierten* Grenzen werden da sogar besonders deutlich, wo die äußeren Zwänge beseitigt und die formalen Freiheiten bereits erworben sind: hier tritt der *Selbstausschluss* dann durch Ideen wie ‚*Berufung*‘ bzw. ‚*Bestimmung*‘ oder ‚*Begabung*‘ in Kraft.¹¹

Das Produkt der Inkorporation gesellschaftlicher Herrschaftsverhältnisse im *Habitus* einer Gruppe von Menschen wird den Individuen schließlich als Natur zugeschrieben, ja sie schreiben es sich selbst als Wesen zu. Auf diese Weise gelingt es, unterschiedliches gesellschaftliches Geschick darzustellen als würde es aus der ‚natürlichen‘ Dynamik zwischen Menschen mit unterschiedlicher Wesensart erwachsen.

Selbst und gerade den Verliererinnen und Verlierern stellt es sich schließlich so dar, als wäre ihr Versagen ihrer individuellen Natur geschuldet. Das lässt sie die soziale Ordnung anerkennen und mit ihr die eigene Unterwerfung.

Das Konzept des *Habitus* lässt uns also auch verstehen, warum sich die *patriarchale* Herrschaft so mühelos erhält. Wie Frauen dazu kommen, so oft in *Komplizenschaft* zu männlicher Dominanz zu geraten.

Die Gesetzeslage, der Bildungsstatus der Frauen sowie frei verfügbare Kontrazeptiva gewährleisten in westlichen Demokratien ja *theoretisch* ein selbstbestimmtes Leben für Frauen. Eine breit gefächerte, zum Teil sehr differenzierte Literatur zur Geschlechterfrage ermöglicht darüberhinaus *theoretisch* die Auseinandersetzung mit möglichen Fallstricken der relativ neuen Freiheit.

¹¹ verg. BOURDIEU, PIERRE (1997): Die männliche Herrschaft, in: DÖLLING, IRENE/KRAIS, BEATE (Hg.) (1997): Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktion in der sozialen Praxis, Frankfurt am Main: Suhrkamp, S 170

So gesehen verwundert es, wie bereitwillig zeitgeistig zwar neu gewendete, im Grunde aber altbekannte Ideologien der Geschlechterdifferenz neuerdings wieder rezipiert und reproduziert werden.

Ebenso erstaunt die hartnäckige Übernahme immer wieder derselben, manchmal zwar nachlässig übertünchten, gesellschaftlichen Rollen der Reproduktion und Zuarbeit durch Frauen.

Männliche Vorherrschaft basiert in modernen Gesellschaften nur mehr auf symbolischer Macht. Symbolische Macht kann ihre Wirkung nicht ohne Beitrag derer entfalten, die ihr unterliegen.

Frauen leben nicht nur im Patriarchat, das Patriarchat lebt auch in den Frauen (IRMTRAUD MORGNER), in ihrem Fühlen, Denken und Handeln. So erleben sie etwa kaum etwas als entwürdigender als einen Mann zu haben, der sich (von ihnen) dominieren lässt. Soweit lassen sie es also nicht kommen.

Alle gesellschaftlichen Rollen werden im Patriarchat seit Jahrtausenden von Männern geschrieben. Das gesamte Symbolsystem der patriarchalen Kultur ist männlich determiniert. Auch die Weiblichkeitsentwürfe sind Männerphantasien.

Ob als Popanz der Verherrlichung oder als Container für Eigenschaften, die die Männer von sich weisen, Frauenbilder dienen zur Stützung männlicher Selbstbilder – als Vexierbild zwischen *allmächtiger Göttin* und *dummer Gans*, zwischen *Heiliger* und *Hure*, zwischen *Leben* und *Tod*, je nach Bedarf.

Ein Eigensinn der Frau, eine Existenz jenseits der mütterlichen oder töchterlichen, galt stets und gilt immer noch als verhängnisvoll. Figuren wie *Carmen* oder *Lulu*, die sich machtvoll und verführerisch nach ihrem eigenen Gesetz bewegen, bringen nicht nur Verderben für die Männer, sondern nehmen auch selbst ein schlimmes Ende. SIGMUND FREUD vergleicht die ‚Selbstgenügsamkeit‘ der Frau, die ihre *Bestätigung in sich* findet, mit der von Kindern, Katzen und großen Raubtieren. Er bezeichnet sie als »narzißtischen Frauentypus«, als unreif.¹²

Auch Alltagssprachen und wissenschaftliche Begriffswelten sind männlich präformiert. Das allerdings nicht deklariert, sondern ohne gesellschaftliche Bewusstheit. Vielmehr entzieht sich die männliche Definitionsmacht durch die Gleichsetzung von *Mann* und *Mensch häufig* der direkten Opposition mit dem Weiblichen.

¹² FREUD, SIGMUND (1914): Zur Einführung des Narzissmus, GW Band 10

Männern sind ihre Privilegien so in Fleisch und Blut übergegangen, dass sie diese gar nicht als solche wahrnehmen. Wenn ihnen nun Vorrechte abhandenkommen, erleben sie das bereits als Diskriminierung. Ich denke etwa an verlorene Bildungsvorsprünge oder Karriereautomatismen. Dass Buben in der Schule zurzeit schlechtere Noten erlangen als Mädchen, oder dass Stellenbesetzungen neuerdings mitunter Assessments vorgeschaltet werden, in denen Frauen ebenfalls manchmal mehr bieten als Männer, das wird von diesen bereits als Schmutzkonkurrenz angesehen. Frauen ziehen in dieser Einschätzung oft bereitwillig mit und setzen schon da und dort zur Rettung der ‚Opfer‘ an.

Das Patriarchat lebt von der Leitdifferenz *Mann – Frau*. Da die habituellen Dispositionen der Frauen wie die der Männer das Produkt der Inkorporierung der männlichen Ordnung sind, bestätigen Männer wie Frauen in ihrem Verhalten immer wieder die stereotypen Vorurteile.

In einer Wissenschaftssendung des ÖSTERREICHISCHEN FERNSEHENS wurde folgender Wissenschaftsbefund präsentiert:
Männer erkennen Gefühlsausdrücke in der menschlichen Mimik schlechter als Frauen. Besonders taub sind sie für traurige Frauengesichter.

Befragt nach einer Deutung, meinte RUBEN GUR, Neurologe an der Universität von Pennsylvania, nur eine Erklärung zu haben:
In der Evolution wäre es für Männer weniger wichtig gewesen, sich mit Stimmungen möglicher Feinde auseinanderzusetzen als für Frauen. Frauen hätten sich aufgrund ihrer körperlichen Schwäche stärker auf Affekte anderer Menschen/Männer einstellen müssen.

Der Gedankengang ist dürrig und in sich wenig stichhaltig. Wenn es um Gefahr geht, fragt sich ja: warum betrifft die Seelenblindheit gerade *traurige* Gesichter? Außerdem gibt es für Männer immer auch zumindest stärkere Männer, deren Gefährlichkeit einzuschätzen wäre.

Die Deutung ist aber noch aus einem anderen Grund bemerkenswert. Sie ist paradigmatisch dafür, wie versucht wird, Differenzen zwischen den Geschlechtsklassen zu erklären und damit festzuschreiben.

Aktuelles Verhalten wird nicht in seinem gegenwärtigen Funktionszusammenhang analysiert und aufgeklärt, sondern *biologistisch* begründet.

Es gibt für Männer natürlich gute Gründe im *Hier und Jetzt*, weibliche Traurigkeit nicht zur Kenntnis zu nehmen! Sie brauchen sich dann nicht hineinzusetzen in ihr Gegenüber.

Auf diese Weise bewahren sich Männer ihren kühlen Kopf für die *harten* Fakten der Realität. Sie halten jene *Disziplin* durch, die sie den ihnen zugeschriebenen, den *ernsten* Spielen in der Gesellschaft schulden - Pflichterfüllung ohne Ablenkung ist gewährleistet.

Sie können sich diese Art Nachlässigkeit aufgrund ihrer privilegierten Stellung leisten. Der in der Sendung dargestellte Fall undifferenzierter Wahrnehmung bestimmter Bereiche der Realität durch Männer ist nur ein Sonderfall *herrschaftslegitimierter und herrschaftslegitimierender Einfalt*.

Für *Beherrschte* war es immer schon opportun, eine *spezielle Hellsichtigkeit* zu entwickeln, um Wünschen zuvorzukommen oder Unannehmlichkeiten zu erahnen. Auch um mehr zu sehen als man von ihnen selbst sieht. Um ein wenig Macht zu erlangen, müssen *Beherrschte* die Schwächen gut kennen.

In der Literatur finden sich viele klassische Beispiele für diese Dynamik. *Jago* weiß ganz genau, wie er *Othello* in den Wahnsinn treibt. Ebenso gelingt es *Wurm* in SCHILLERS ‚Kabale und Liebe‘ durch sein Ränkespiel den eigenen Aufstieg zu betreiben und Vater und Tochter *Miller* zu vernichten. In beiden Fällen erweisen sich die de facto Mächtigen als ahnungslos und damit wehrlos.

Nicht *archaische* Ordnungen haben sich in unsere Gene eingeschrieben. Kreative Waffen wie *List* und *Intuition* - die übrigens gerne den Frauen gerne zugeschrieben werden - sind gewieften Unterprivilegierten durch *gegenwärtig* herrschende Gewaltverhältnisse nahegelegt.

Komplementär dazu können sich Privilegierte aufgrund ihrer Macht gewisse Unzulänglichkeiten bis hin zu Realitätsverlust in hohem Maße leisten.

RODA RODA brachte dieses Privileg durch den Ausspruch auf den Punkt: „Schon wieder kommt eine Schneiderin mit religiösem Wahnsinn ins Irrenhaus. Seit Menschengedenken ist dies keinem Bischof passiert!“

Ihre herrschende Position kann für Männer allerdings auch zur Falle werden. Dann nämlich, wenn sie Anlass gibt, die Realitätserfassung und das Denken allzu sehr einzuengen.

Die Axiome der »heiligen Ordnung«¹³ - der Hierarchie - finden eine Analogie in den obersten Prinzipien des Denkens in der »*formalen Logik*«. ¹⁴ In unserer Kultur, die vom hierarchischen Ordnungssystem durchzogen ist, können wir uns deshalb Sachverhalte kaum anders als unter Bedingungen der *Über- und Unterordnung*, der *Kausalität*, der *Eindeutigkeit* und der *Widerspruchsfreiheit* vorstellen.

¹³ Hierarchie

¹⁴ verg. dazu SCHWARZ, GEORG (1987): Die heilige Ordnung der Männer, Opladen, S.195 ff

Wenn Männer – traditionell die Herren der Hierarchien – wenn Männer ihr Denken auf die *formale Logik* beschränken, fallen wesentliche Erlebnisqualitäten weg. Die *formale Logik* als Ordnungsparadigma bietet zwar mentale und emotionale Erleichterung – eindeutige, widerspruchslöse Weltbilder und abstrakte, formalisierte Beziehungen sind in gewisser Weise entlastend. Andererseits bedeutet dies immer auch Selbstbeschneidung. Der Ausschluss des realen Lebens - mit seiner Vielfalt und Widersprüchlichkeit, mit seinen emotionalen Bezügen - ist immer auch schmerzlich und schwer oder gar nicht durchzuhalten. Es bedarf mehr oder minder harter Initiationsriten, um Männer zu entfremdeten Rollenträgern zu machen.

Männlichkeit ist weder etwas Naturwüchsiges, noch ist sie selbstbestimmt. Männlichkeit muss hergestellt werden und ist als *Artefakt* so *prekär*, dass sie ständig bekundet und erwiesen werden muss. Der Erfolg dieser oft recht pathetischen Anstrengungen ist so wenig gesichert, dass es zur Auszeichnung eines Mannes *unter Männern* genügt, zu sagen: „Er ist ein Mann.“

THEODOR W. ADORNO und MAX HORKHEIMER schildern eine Schlüsselszene aus HOMERS *Ilias*, die sie bezeichnend finden für die Selbstdisziplinierung von Männern in der Patriarchatsgeschichte.¹⁵

Als Odysseus Gefahr läuft, samt seinen Gefährten Opfer des tödlichen Gesangs der Sirenen zu werden, gibt es für ihn „nur zwei Möglichkeiten des Entrinnens.

Die eine schreibt er den Gefährten vor. Er verstopft ihnen die Ohren mit Wachs, und sie müssen mit Leibeskräften rudern. Wer bestehen will, darf nicht auf die Lockung des Unwiederbringlichen hören, und er vermag es nur, indem er sie nicht zu hören vermag. Dafür hat die Gesellschaft stets gesorgt. Frisch und konzentriert müssen die Arbeitenden nach vorwärts blicken und liegenlassen, was zur Seite liegt. Den Trieb, der zur Ablenkung drängt, müssen sie verbissen in zusätzliche Anstrengung sublimieren. So werden sie praktisch. –

Die andere Möglichkeit wählt Odysseus selber, der Grundherr, der die anderen für sich arbeiten lässt. Er hört, aber ohnmächtig an den Mast gebunden, und je größer die Lockung wird, umso stärker lässt er sich fesseln. ... Das Gehörte blieb für ihn folgenlos, nur mit dem Haupt vermag er zu

¹⁵ HORKHEIMER, MAX/ADORNO, THEODOR W.: Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente. In: ADORNO (1981): Gesammelte Schriften. Band 3. Frankfurt am Main, Suhrkamp, S 51 f

winken, ihn loszubinden, aber es ist zu spät, die Gefährten, die selbst nicht hören, wissen nur von der Gefahr des Lieds, nicht von seiner Schönheit, und lassen ihn am Mast, um ihn und sich zu retten. ... Die Bande, mit denen er sich unwiderruflich an die Praxis gefesselt hat, halten zugleich die Sirenen aus der Praxis fern ...“¹⁶

Je weniger Frauen heute empirisch dem binären Stereotyp nachkommen, je zögerlicher sie die ihnen zugemuteten Rollen einnehmen, desto hartnäckiger werden alte Frauenmythen ausgegraben und noch dazu, wie bereits ausgeführt, biologistisch festzuschreiben versucht.

Mythen der Geschlechterdifferenz leben erneut auf. In verschiedenen gesellschaftlichen Feldern mehren sich Bemühungen, ‚männlich‘ und ‚weiblich‘ wieder deutlicher zu konturieren. Trendforscher sprechen von »Re-Design der Geschlechter«¹⁷.

Die Erotikindustrie lässt Brüste und Lippen der Frauen aufblasen. Männer sehen sich veranlasst, ihre Muskeln aufzubauen und ihre Genitalien vergrößern zu lassen. Die Mode zwingt die Frauen wieder in Brustgeschirre und vorgeformte Wäsche.

Die zunehmende Machbarkeit der Körper führt nicht zu neuen, phantasievollen, selbstbestimmten Variationen, sondern zur Produktion der alten Stereotype.

In pseudowissenschaftlichen Publikationen und in Kabarettprogrammen werden Frauen und Männer mit ihren herrschaftsbedingten und herrschaftsstabilisierenden Attitüden ausgesöhnt. Unter Titeln wie »*Ganz natürliche Erklärungen für eigentlich unerklärliche Schwächen*«¹⁸ wird die heutige patriarchale Arbeitsteilung mit ihren unterschiedlichen Zugängen zu Freiheit und Reichtum auf eine *fiktive* Programmierung durch eine *angebliche* steinzeitliche Aufgabenteilung zurückgeführt. Das Ergebnis einer psychosomatischen Zurichtung - das *Artefakt* eines *männlichen* Mannes und einer *weiblichen* Frau - wird den Individuen als *Natur* zugeschrieben.¹⁹

¹⁶ ebd.

¹⁷ verg. TRENDBÜRO/ STEINLE, ANDREAS/ WIPPERMANN, PETER (2003): *Die neue Moral der Netzwerkkinder*, München: Piper

¹⁸ verg. PEASE, ALLAN u. BARBARA (2002): *Warum Männer nicht zuhören und Frauen schlecht einparken*, München: Econ Ullstein List

¹⁹ verg. zum Verhältnis von Sex und Gender:

ANGIER, NATALIE (2000): *Frau. Eine intime Geographie des weiblichen Körpers*. München: Bertelsmann

BADINTER, ELISABETH (1997): *Die Identität des Mannes*, München: Piper

Dies. (1981): *Mutterliebe, Die Geschichte eines Gefühls vom 17. Jahrhundert bis heute*, München: Piper

Besorgniserregend ist, dass Machwerke dieser Art selbst von klugen Frauen freundlich rezipiert werden. Sie realisieren nicht, wie die zeitgeistige »Sentimentalisierung von Ungleichheit« (CATHARINE MACKINNON) Herrschaft verschleiert und bekömmlich erscheinen lässt.

In den alten/neuen Mythen der Geschlechterdifferenz werden ‚weibliche Tugenden‘ beschworenen, wie etwa *Integrativität* oder eine *Ethik der Hingabe*. Diese mögen für Adressaten sehr angenehm sein, sie würden auch einigen Herren gut anstehen. Frauen hingegen nützen sie nicht einmal beim systemkonformen Aufstieg.

So loben etwa Topmanager Frauen als *bescheiden*, *konsensorientiert* und *diplomatisch*, aber nur weniger als 10 Prozent von ihnen halten solche Eigenschaften für unerlässlich für's Management.²⁰ Schon gar nicht sind solche Tugenden hilfreich, wollen Frauen das patriarchale Spiel durchkreuzen und neue Rollen für sich kreieren.

In diesem Zusammenhang sollten Frauen wissen, dass deklarierte Differenzen zwischen Menschen(klassen) Hierarchien systematisch stützen, während *Ähnlichkeit* Herrschaft gefährdet.²¹

Das könnte sie davor bewahren, beim zeitgeistigen *Re-Design der Geschlechter* mitzuspielen.

BLAFFER HRDY, SARAH (2009): Mothers and Others. The Evolutionary Origins of Mutual Understanding, Cambridge: Harvard University Press

Dies. (2000): Mutter Natur. Die weibliche Seite der Evolution, Berlin: Berlin Verlag

BOURDIEU, PIERRE (1997): Die männliche Herrschaft, in: DÖLLING, IRENE/KRAIS, BEATE (Hg.)

(1997): Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktion in der sozialen Praxis, Frankfurt am Main: Suhrkamp

CONNELL, ROBERT W. (1999): Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise der Männlichkeit, Opladen: Leske + Budrich

DÖLLING, IRENE/KRAIS, BEATE (Hg.) (1997): Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktion in der sozialen Praxis, Frankfurt am Main: Suhrkamp

EIFERT, CHRISTINE et al. (Hg.) (1996): Was sind Frauen? Was sind Männer?

Geschlechterkonstruktion im historischen Wandel, Frankfurt am Main, Suhrkamp

LEHNER, ERICH (2001) Männer an der Wende, Innsbruck: Verlagsanstalt Tyrolia

MACKINNON, CATHARINE (1996): Geschlechtergleichheit: Über Differenz und Herrschaft, in:

NAGL-DOCEKAL, HERTA/PAUER-STUDER, HERLINDE (Hg.): Politische Theorie, Differenz und Lebensqualität, Frankfurt am Main: Suhrkamp, S 140-173

ROHDE-DACHSER, CHRISTA (1997): Expedition in den dunklen Kontinent, Frankfurt am Main: Fischer

VINKEN, BARBARA (2007): Die deutsche Mutter. Der lange Schatten eines Mythos, Frankfurt am Main: S. Fischer

²⁰ Umfrage von GERMAN CONSULTING GROUP unter 220 männlichen Spitzenkräften. Zitiert in: WESTERHOFF, NIKOLAS (2006): Dort, wo die Männer sind, ist die Macht. In: PSYCHOLOGIE HEUTE 2006, Heft 1 S 30

²¹ verg. TANNEN, DEBORAH (1999): Andere Worte, andere Welten, München: Goldmann, S 39 ff

Einen besonderen Fallstrick sollten Frauen stets reflektieren. Den birgt eine von vielen als naheliegend und effizient angesehene ‚Waffe‘. Frauen haben gelernt - in welcher gesellschaftlichen Ohnmachtsposition sie sich auch immer befinden mögen - der Einsatz ihrer körperlichen Attraktivität zeigt zuverlässig Wirkung. Das Streben, sexy zu sein prägt deshalb fast durchgängig den weiblichen Habitus, heute mehr denn je. Frauen waren, glaube ich, noch nie so nützlich zurechtgemacht wie heute - und das in jedem Alter. Das entpuppt sich allerdings als zweischneidiges Schwert. Männer begegnen der weiblichen Anziehung, der sie sich tatsächlich oft ausgeliefert erleben, mit ambivalenten Gefühlen. In ihrem patriarchal eingeengten Fühl- und Denkschema interpretieren sie *sexuelle Signale* von Frauen als *Unterwerfungsgesten*. Ist in ihrem Gehirn das Konzept *Sexualobjekt* einmal aktiviert, neigen sie zwar dazu, Frauen *sympathischer* zu finden. Sie schätzen sie aber auch als *weniger kompetent* ein. Und zwar in jenen Qualitäten, die die Frauen ihnen ebenbürtig machen würden.²² Sexuelle Signale von Männern hingegen werden mit *Überlegenheit* assoziiert. Tatsächlich signalisieren Männer und Frauen ihre sexuelle Bereitschaft auch unterschiedlich. Und zwar genau entlang der symbolischen Differenz von *Dominanz* und *Unterwerfung*. Die *Erotisierung* von Dominanz und Unterwerfung kreierte im Patriarchat geradezu die Vorstellungen von »Männlichkeit« und »Weiblichkeit«.

Nonverbale Signale der Unterwerfung zeichnen sich durch eine *Winkelkonfiguration* des Körpers aus. Der Kopf ist schräg gelegt, der Körper abgewinkelt. Damit wird eine ‚bedrohliche‘ aufrechte Gestalt durchbrochen.

Demutsbezeugungen dieser Art sind gängige Sujets auf Photos in der Werbung und in sonstigen Zurichtungsmedien. Frauen treten da selten aufrecht mit erhobenem Haupt und konfrontierendem Blick in Erscheinung.²³ (Sie finden entsprechende Darstellungen in Ihrer Unterlage.)

Dominante Individuen heben den Kopf, strecken den Oberkörper und ziehen die Schultern zurück. Sie stehen aufrecht, ohne Abwinkelungen des Körpers - häufig breitbeinig. Das vermittelt Übersicht, Standfestigkeit und zeigt, dass sie sich Raum nehmen. Auch im Sitzen vergrößern sie ihr Territorium mit ausladenden Arm- und Beinstellungen.

²² verg. WERTH, LIOBA (2004): Psychologie für die Wirtschaft, München: Spectrum, S. 151 f

²³ verg. GOFFMAN, ERVING (1981): Geschlecht und Werbung, Frankfurt am Main: Suhrkamp

Unterordnung drückt sich in *gebundenen* Körperhaltungen aus, die wenig Platz greifen, wenig Standsicherheit gewährleisten und, wie im Falle gekreuzter Beine, auch noch immobil machen.

Aufrecht gegenüber treten, *die Stirn bieten* und *ins Gesicht sehen* steht für Rechtschaffenheit. Augenbewegungen *dominanter* Menschen sind in der Regel ruhig und langsam - sie haben nichts zu befürchten.

Rangniedrige Menschen sind tendenziell auf der Hut vor Ärger. Das drückt sich in schnellen, ruckartigen Augenbewegungen aus. *Niederschlagen der Augenlider*, womöglich mit gesenktem Haupt, signalisiert *Submission*.

Zwanglosigkeit spielt eine Schlüsselrolle bei jeder Art von *Dominanzgehebe*. Sie signalisiert, dass die Person sich nicht gefährdet fühlt. *Lässigkeit* ist körpersprachlich charakterisiert durch einen niedrigen Muskeltonus und durch geschmeidige und langsame Bewegungen.

Ängstliche, *unterwürfige* Menschen ändern häufig Arm- und Beinsetzung, sind körperlich *angespannt*, bewegen sich *schneller* und öfter.

Handlungen *dominierender* Personen sind hingegen vom *Prinzip der Ökonomie* geregelt. Sie setzen ihre Kräfte *selektiv* und *diskontinuierlich* ein. Nur wenn wirklich Bedeutsames ansteht, bündeln sie ihre Aufmerksamkeit und setzen eine Tat. Danach entspannen sie sich wieder.

Untergeordnete Individuen sind eher vom *Anstrengungsprinzip* geleitet. *Beflissen* sind sie zu *kontinuierlichem* Kräfteinsatz bereit.

Dominante Menschen (Männer) vermeiden es, zu lächeln. *Demonstrativer Unmut* wird tendenziell als Zeichen von Stärke interpretiert.²⁴ *Dominante* Personen lächeln - wenn es denn sein muss - mit geschlossenem Mund. Mit *verhaltenem* Lächeln demonstrieren sie Kontrolle über die eigene Heiterkeit. *Lächeln* ist ein hochgradig verbindliches Verhalten, es hat die *Funktion des Besänftigens*. Deshalb lächeln *devote* Menschen viel häufiger und vor allem auch in *nicht* freundlichen Situationen.

²⁴ TIEDENS, Larissa Z. (2001), Anger and advancement versus sadness and subjection: the effect of negative emotion expressions on social status conferral, in: Journal of Personality and Social Psychology, 80 (1), S 86-94

Betrachtet man nun die Verhaltenscluster von Dominanz und Unterwerfung, fällt ins Auge, dass der weibliche *Habitus*, besonders die reklamierten weiblichen Tugenden, die Verhaltens- und Schönheitsetiketten für Frauen, durchgängig auf der Seite symbolischer Unterwerfung angesiedelt sind.

Das weibliche Sein wird über weite Strecken bestimmt von einem *Wahrgenommen-Sein*.²⁵

Aufgefordert, zu gefallen, registrieren Frauen ständig die Diskrepanz zwischen ihrem realen Leib und einem idealen Körper.

Nicht *Selbstsicherheit* und *Lässigkeit* stellen sich ein, sondern *Hemmungen*, Gefühle des Unbehagens, der Schüchternheit oder der Scham. Frauen *krümmen* sich und machen sich *klein*.

Nicht nur Unsicherheit lässt die Frauen sich krümmen.

In Illustrierten nehmen nicht nur Pin-up-Girls bemüht verführerische Posen ein, die als exakte Nachstellungen des *devoten* DARWINschen Hundes²⁶ durchgehen. (Sie finden ihn in Ihrer Unterlage.)

Auch die Mode ruft die Frauen zur Ordnung.

Hohe Absätze verleiten anatomisch dazu, die Schultern nach vorne zu neigen oder ein Hohlkreuz zu bilden und das Hinterteil herauszurecken.

Kleidung und Accessoires bestimmen Haltung, Form sowie Ausdehnung des weiblichen Körpers und schränken auf verschiedene Arten die Bewegungsfreiheit und die Fortbewegungsmöglichkeiten ein. Im Endeffekt gehen Frauen auch dann noch mit schnellen kleinen Schritten und halten die Beine zusammen, wenn sie Hosen und flache Schuhe tragen.

Das weibliche Schönheitsideal entspricht heute wieder mehr als etwa in der 70er Jahren dem *Kindchenschema*. Indem Frauen sich die Augenbrauen dünner zupfen, höher ziehen und ihre Lippen voller erscheinen lassen bzw. plastisch vergrößern, bauen sie permanente *Submissionszeichen* auf.

Frauen sollen bezaubern.

Tun sie das, werden sie als untauglich für den Zugang zur Macht befunden. Verweigern sie es, wird ihnen Weiblichkeit abgesprochen.

²⁵ verg. BOURDIEU 2005, S 112 ff

²⁶ DARWIN, CHARLES (1965): The expression of emotions in man and animals. University of Chicago Press, 15.04.1965

Double-bind Forderungen machen Frauen *unsicher* und *ambivalent*. Sie schlagen die Augen nieder und *lächeln* - auch wenn ihnen gar nicht danach zumute ist. Die reklamierten *weiblichen Tugenden* lassen Frauen *gute Miene zum bösen Spiel* machen. Sie verführen dazu, sich *kontinuierlich* und *unselektiv, als anstrengungsbereit* anbieten. Ein Teilnehmer an einer meiner Studien brachte es auf den Punkt: „Ich arbeite gerne mit Frauen, die arbeiten wie die *Wag'lhund*'.“ Verkündete er. Er sprach von Diplomingenieurinnen.

Auf diese Weise gelingt es Frauen nicht, ihre Kräfte für Höchstleistungen zu bündeln. Sie verschleißen sich überall, wo sie gerufen werden.²⁷ Damit verschaffen sie sich keinen *Respekt*, geschweige denn *Dominanz*.²⁸

Frauen sollten Bescheid wissen über die Symbolik von Macht und Unterwerfung, um vergebliche Liebesmühen zu meiden. Und, um nicht, aufs falsche Pferd setzend, mit voller Kraft ins Leere zu streben. Sie sollten zur Kenntnis nehmen, dass Willfährigkeit vielleicht gute Noten einbringt, aber gute Noten nicht einmal innerhalb des Herrschaftsspiels Erfolg garantieren. Sonst wären Frauen da anders platziert.

Frauen sollten vor allem sich selbst nichts vormachen.

All das gilt auch für andere aufstrebende soziale Klassen, die oft eine Beflissenheit walten lassen, die ihnen keine Anerkennung verschafft.

Auch Sprache hat eine *Distinktionsfunktion*. Sprachstile bringen »die feinen Unterschiede« zum Ausdruck und sorgen für Selektion.

Sprachcodes drücken spezifische Formen sozialer Beziehungen aus und errichten diese gleichzeitig.

Sie zeichnen sich nicht so sehr durch ihrer »Kompetenz« (NOAM CHOMSKY) aus, also durch ihre Fähigkeit zur Bildung aller möglichen grammatischen Sätze.

²⁷ Das hat sich u. a. in einer von mir durchgeführten Studie gezeigt. Es ist auch einer der Gründe, warum Frauen stärker unter Burnout leiden.

E.NOVOTNY, Stärken und Schwächen geschlechtsspezifischen Kommunikations- und Problemlöseverhaltens, Wien 1996 (im Auftrag des Frauenbüros der Stadt Wien)

Siehe ANHANG im vorliegenden Buch.

²⁸ verg. zum Thema Signale von Dominanz und Unterwerfung:

BOURDIEU, PIERRE (1987): Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft, Frankfurt am Main: Suhrkamp

COLETT, PETER (2004): Ich sehe was, was du nicht sagst, Bergisch Gladbach: Bastei GRAMMER 2000

PSYCHOLOGY OF WOMEN QUARTERLY, Bd.29/4, 2005

GOFFMAN, ERVING (1981): Geschlecht und Werbung, Frankfurt am Main: Suhrkamp

Viel mehr unterscheiden sich Sprachcodes in ihrer »Performanz«, das ist die tatsächliche Verwendung von Sprache.

Die Sprache bringt weniger das individuelle Wesen eines Menschen zum Ausdruck. Sprachliche Darstellung signalisiert vielmehr, welche Position die Person in einem Geschehen einzunehmen bereit ist.²⁹

Auf diese Weise reproduziert Sprache Machtbeziehungen beziehungsweise stellt solche her.

Sprachcodes haben *Signalfunktion*.

Schon einzelne Laute können als Stigma diskriminierende Effekte zeitigen, wie etwa das »Meidlinger L«³⁰.

Andererseits zeichnen sich Sprachcodes durch *Haltung* und *Verhalten* in Bezug auf die Sprache selbst aus.

Für Angehörige höherer sozialer Klassen haben sprachliche Mittel in der Problemlösung einen höheren Stellenwert, auch für die Informationsbeschaffung.

So machen sie Sachverhalte sprachlich *explizit*, die eventuell bereits aus dem Kontext hervorgehen könnten.

Sie machen Sprache auch zum *Thema* ihrer Kommunikation.

Menschen niedrigerer sozialer Positionen verbalisieren weniger. Sie gehen davon aus, dass vieles, was ihnen selbstverständlich erscheint, auch den GesprächspartnerInnen klar ist. Sie verzichten darauf, *implizite* Informationen sprachlich zu vermitteln.

Neben der Signalisierung einer ‚niederer‘ Herkunft weist dieser sogenannte »*restringierte Code*« (BASIL BERNSTEIN) noch den Nachteil auf, dass er seine SprecherInnen in Bildungsinstitutionen benachteiligt. Da wird nämlich vorausgesetzt, dass *explizit* kommuniziert und auch über Sprache gesprochen wird.³¹

Sprache ist das Mittel, *auf Entscheidungen Einfluss zu nehmen*. Bürgerinnen und Bürger einer Zivilgesellschaft sollten deshalb über eine überzeugende

³⁰ Meidling ist ein Bezirk Wiens.

³¹ verg. ADAKTYLOS, ANNA-MARIA (2007): Sprache und sozialer Status, in: ERLER, INGOLF (Hg.) (2007): Keine Chance für Lisa Simpson? Soziale Ungleichheit im Bildungssystem, Wien, Mandelbaum, S 48–55
BERNSTEIN, BASIL (Hg.) (1975): Sprachliche Kodes und soziale Kontrolle, Düsseldorf: Schwann

Rhetorik verfügen. Weiters über das Vermögen, öffentliche Medien zu nutzen, eventuell auch selbst solche herauszugeben.

Immer mehr Lebensbereiche sind marktvermittelt organisiert. Deshalb wird die Kunst der *kommunikativen Selbstdarstellung* immer bedeutsamer. Nicht nur um am Arbeitsmarkt zu reüssieren, auch um soziale Netze zu knüpfen.

Auch konstruktive *Gesprächsführung* wie die Kunst der *Argumentation* wird wichtiger. Am Arbeitsplatz, im öffentlichen Feld und auch in privaten Lebensgemeinschaften, wo Positionen, Rechte, Pflichten, Werte und Formen zunehmend ausgehandelt werden müssen.

Grundlage aller Rationalität ist eine *Freimütigkeit des Sprechens*.

Wenn freien Mutes alles explizit gemacht wird, was wichtig sein könnte, auch unreflektierte Vorurteile, Motive, Visionen und auch Ängste, ohne Rücksicht auf Konventionen und Tabus, dann kann auf guter Grundlage gedacht, verhandelt und entschieden werden.³²

In all den beschriebenen Zusammenhängen ist *Vielsprachigkeit* hilfreich. Unterschiedliche Sprachen zu beherrschen, um sich für möglichst viele soziale Systeme, (Sub)Kulturen und Individuen als anschlussfähig zu erweisen.

Auch hinsichtlich der Sprache werden immer wieder *Genderdifferenzen* betont. Und auch hier lohnt sich der skeptische Blick auf viele Mythen. Vor allem ist darauf zu achten, Sprache nicht als individuelles Phänomen und als Ausdruck bestimmter Chromosomenkonstellationen verstehen zu wollen.

Mädchen lernen früher und besser sprechen als Buben. Sie werden von klein auf weniger wahrgenommen, deshalb müssen sie sich pointierter zu Wort melden. Schon im Vorschulalter unterbrechen Buben die Mädchen in ihrer Rede im Verhältnis zwei zu eins. Väter unterbrechen ihre Kinder öfter als Mütter, beide Eltern unterbrechen allerdings ihre Töchter mehr als ihre Söhne.³³ Die Mädchen verlieren ihren Vorsprung in der Sprachperformanz bereits im Laufe der Schulzeit wieder, indem sie bereits da den *Habitus* der Zurückhaltung und der Resignation annehmen.³⁴

³² verg. SENGE, PETER (1996): Die fünfte Disziplin, Stuttgart: Klett-Cotta

³³T ANNEN, DEBORAH (1999): Andere Worte, andere Welten, München: Goldmann, S S 67

³⁴ verg. WABER, DEBORAH P. et al. (2007): The NIH MRI Study of Normal Brain Development: Performance of a Population Based Sample of Healthy Children Aged 6 to 18

Das Vorurteil, dass Frauen mehr reden, das aber nicht lösungsorientiert, lässt sich nicht halten. Männer streben vielleicht hastiger auf ein Ziel zu, finden ihre Lösungen aber deshalb nicht unbedingt schneller, schon gar nicht erweisen sich diese dann als tauglicher. Das habe ich selbst untersucht.

In der Verwendung der *Sprache als Medium des Denkens* stehen Frauen den Männern keinesfalls nach. Probleme haben Frauen, sich in Gruppen verbal durchzusetzen, und wenn es um die marktrelevante *sprachliche Selbstdarstellung* geht.

Männer formulieren bestimmter und bestimmender, um ihre GesprächspartnerInnen zu beeindrucken. Das gelingt ihnen auch. Männer nehmen sich Zeit, bleiben länger am Wort. Auch das bekommt ihnen. Besonders bei Bewerbungen machen sie dadurch einen gewichtigeren und kompetenteren Eindruck.

Frauen sprechen vielleicht schneller, sicher kürzer. Beides signalisiert, dass sie sich als Person weniger Raum zugestehen und von der Relevanz ihres Textes weniger überzeugt sind. Sie verwenden mehr kooperative Floskeln, mit denen sie ihr Gegenüber unterstützen und bestätigen.³⁵ Das signalisiert Unterwerfung. Männer stellen sich eher als Autoren oder offizielle Repräsentanten dessen dar, was sie sagen. Frauen hingegen eher als Übermittlerinnen von Inhalten.³⁶ Sie bringen seltener den Mut auf, etwas in eigenem Recht zu behaupten oder zu fordern.

Öffentliche rhetorische Selbstbehauptung fällt Frauen nach wie vor schwer. Fehlende Übung und der Eindruck, mit Themen jenseits der Mütterlichkeit nicht willkommen zu sein, verunsichern und führen zu Vermeidung von Auftritten und damit von Lernchancen.

Im Bereich *öffentlicher sprachlicher Performanz* orte ich nicht nur ein beschworenes, sondern ein reales Defizit von Frauen - mit schwerwiegenden

Years on a Neuropsychological Battery. Journal of the International Neuropsychological Society, 2007, Vol. 13, pp. 1– 18.

³⁵ AYRES, Melanie M./LEAPER, CAMPBELL (2007): A Meta-Analytic Review of Gender Variations in Adults' Language Use: Talkativeness, Affiliative Speech, and Assertive Speech. In: Personality and Social Psychology Review, Vol. 11, No. 4, 328– 363 (2007)

³⁶ verg. KUHN, ELISABETH D. (1992): Playing down authority while getting things done: Women professors get help from the Institution, Locating power, in: Proceeding of the Second Berkeley Women and Language Conference, Bd. 2, hg. von K.HALL, M. BUCHHOLZ, B.MOONWOMON, Berkeley 1992, S 318–325, zitiert nach TANNEN 1999

Konsequenzen. In Zeiten vor allem marktvermittelter Existenzführung auch der Frauen, in denen Sicherheitsräume für Unterprivilegierte fallen, werden Frauen lernen müssen, »öffentlichen Gebrauch von ihrer Vernunft« zu machen.

Sprache als Konstruktionsmittel für Wirklichkeit wird allerdings auch von Männern relativ selten reflektiert oder bewusst eingesetzt. Männer betreiben im allgemeinen ebenso wenig aktiv *kritische Sprachpolitik* wie Frauen. Ihr Vorsprung liegt in der *Rhetorik*, mit der sie sich Einfluss auf öffentliche Diskurse sichern. In schwierigen Debatten mit gefinkelten Demagogen erweist sich allerdings ihre geringe Bereitschaft, sich mit ihrem Gegenüber als Person auseinanderzusetzen als Handicap.

Ich mache jetzt Schluss mit den Beschreibungen und stelle die Frage:
Wie lässt sich der »Amor Fati« durchkreuzen, der uns in den sonderbaren Zustand einer »autonomen Entfremdung« versetzt ?

Meine Ausführungen über Herrschaft und Subjektivität sollen ja nicht Anlass zu Fatalismus oder Resignation geben.

MICHEL FOUCAULT sagt: „Wenn es Machtbeziehungen gibt, die das gesamte soziale Feld durchziehen, dann deshalb, weil es überall Freiheit gibt.“³⁷

Nur: Freiheit zu praktizieren ist ein anspruchsvolles Projekt.

MICHEL FOUCAULT hat die antike *Hermeneutik des Selbst* aufgegriffen und die Idee der *Sorge um sich selbst* wieder belebt. Dabei betont er der Imperativ »*Achte auf dich selbst*« als Hauptregel für die Lebenskunst. Allerdings geht es nicht um ängstliche Egozentrik. Dieser Imperativ soll vielmehr eine kluge, vorausschauende Sorge anleiten, die die eigene Existenz in einem umfassenderen Horizont als den der Aktualität und des Alltags reflektiert. Die Forderung »*Erkenne Dich selbst*« leitet sich aus diesem Anspruch als Selbstverständlichkeit ab.

Erkennen soll die Grundlage für eine *Praxis der Selbstformierung* abgeben: Der Mensch soll auf sich selbst einwirken, sich selbst stilisieren.³⁸ Mit dem Ziel,

³⁷ FOUCAULT, MICHEL (2007): Die Ethik der Sorge um sich als Praxis der Freiheit. In ders.: Ästhetik der Existenz. Schriften zur Lebenskunst. Frankfurt am Main. Suhrkamp, S 268

³⁸ ders. ebd. S 253 ff

Selbstmächtigkeit und *Autonomie* zu erlangen. Die eigenen Begierden und Ängste sollen erkannt und gemeistert werden, um sich den Zumutungen und Anforderungen in der Welt souverän (entgegen) stellen zu können. In diesem Sinne zielt die Sorge um sich selbst auch auf Andere und auf die Gesellschaft.

„*Glücklich sein heißt, ohne Schrecken seiner selbst innewerden können.*“³⁹
Diese Bemerkung WALTER BENJAMINS verweist auf die Gefahr der *Selbstaufklärung*, aber auch auf die Chance einer glücklichen *Selbstaneignung*.

Die Gefahr ist wie die Chance an hohe Ideale gebunden. Unsere *Identität* bestimmt sich daran, *wie wir uns sehen* und *wie wir uns sehen möchten*. Man findet sich als bestimmte Person vor und entwirft sein Leben auf bestimmte Ideale hin.

Um unser Schicksal in die Hand zu kriegen, geht es um *Aufklärung* unseres *Selbstverständnisses* sowie unseres *Weltverhältnisses*.

Unser eigenes Werden und dessen normativer Kontext sollte erstes Thema unserer *kritischen Reflexion* sein.

In der Folge wird es über weite Strecken um *Dekonstruktion* des Sinns gehen, den wir den ‚gebotenen‘ öffentlichen und privaten Spielen zugeschrieben haben, sowie um Dekonstruktion unserer Rollen, die wir darin unreflektiert übernommen haben.

Das kann sehr schmerzlich werden, jedenfalls wird es verunsichern.

Der Ausstieg aus Machtspielen fällt schwer - umso schwerer, je länger man bereits mitgespielt hat. Spielverderber riskieren den Bruch von Beziehungen, möglicherweise sogar die Exkommunikation. Im Extremfall droht ein »sozialer Tod« (MAYA NADIG). Persönlicher Sinn und Bedeutungen können zerfallen. Das kann äußerstenfalls psychotisch machen, im günstigen Fall aber macht das hellsichtig.

Ausgeschlossene und Aussteigerinnen haben den Vorteil, vieles klarer sehen zu können. Frei von Verstrickungen und Schuldigkeiten sind sie offen für Alternativen - für die »Freuden der Freiheit« wie MONTAIGNE es ausdrücken würde.

Nur guter Kontakt zu den eigenen – mitunter vertrackten – Motiven sichert Souveränität über Fühlen, Denken und Handeln.
Er ermöglicht *Selbstopposition*.

³⁹ BENJAMIN, WALTER (2007): Einbahnstraße. Galanteriewaren. Frankfurt am Main: Suhrkamp

Die Forschung über Beeinflussung aller Art⁴⁰ zeigt, dass *Aufklärung wirkt*. Wenn wir uns in unserer Psychodynamik mit all ihren Fallstricken kennen und wenn wir darüber hinaus über Mechanismen äußerer Beeinflussung Bescheid wissen, verlieren diese ihre *bestimmende* Wirksamkeit.

Aufklärung ist die Grundlage, um *Selbstmächtigkeit* zu gewinnen. Dann können wir »Techniken des Selbst«⁴¹ entwickeln und sie im Sinne der *Sorge um sich selbst* einüben. Dann werden wir sie auch anwenden und innere wie äußere Anfechtungen souverän parieren können. So können wir Abhängigkeiten minimieren und neu gewonnenen Freiheiten *eigensinnige* Formen geben.

Darum muss es gehen.

Auch in der Pädagogik.

Junge Menschen sollen lernen, ein Leben nach *eigener Wahl* zu führen.

In *reflexiver Distanz* zur eigenen Person und zur Welt, im Bewusstsein der eigenen Kompetenz, *verschiedene* Rollen spielen und das eigene Leben bewusst in Szene setzen zu können, geht es darum, *Alternativen* aufzuspüren zu dem, was uns selbstverständlich erscheint.

Voraussetzung dafür ist, auch die äußere Realität in ihrer Geschichtlichkeit zu verstehen, als von Menschen gemacht und durch diese also auch veränderbar.

Junge Menschen brauchen also einen guten *Realitätssinn* und einen kreativen *Möglichkeitssinn*.

Das heißt vor allem *Phantasie* und *Courage*.

PETER SLOTERDIJK greift in *Zorn und Zeit*⁴² einen alten Begriff auf, der mir sehr gefällt. Es ist der *thymós*.

⁴⁰ verg. FREY, DIETER et al. (2005): *Wirtschaftspsychologie*, Weinheim: Beltz
GREUEL, LUISE (2001): *Wirklichkeit – Erinnerung – Aussage*, Weinheim: Beltz
SLATER, LAUREN (2005): *Von Menschen und Ratten*, Weinheim: Beltz
WERTH, LIOBA (2004): *Psychologie für die Wirtschaft*, München: Spectrum

⁴¹ verg. FOUCAULT, MICHEL (2007): *Technologien des Selbst*. In ders. (2007) : *Ästhetik der Existenz. Schriften zur Lebenskunst*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S 287

⁴² SLOTERDIJK, PETER (2006): *Zorn und Zeit*, Frankfurt am Main: Suhrkamp

Er bezeichnet eine *Beherztheit* in der Abwehr unbilliger Zumutungen und die *Ambition*, geltend zu machen, was man *kann* und was man *sein will*.

Thymós steht für Mut, Zivilcourage, Verlangen nach Gerechtigkeit, Gefühl für Würde und für kämpferische Energie.

Pädagogik ist die schwierigste Kunst.

ALICE MILLER sagte, wenn man Kindern Liebe predigt, lernen sie predigen und nicht lieben.

Wollen Lehrende also nicht nur Daten vermitteln, sondern Lebenskunst, müssen sie die entsprechenden Tugenden selbst verkörpern.

Möchten Sie also auf den Habitus von Jugendlichen Einfluss nehmen, kann es nicht genügen, mit diesen alternative Verhaltens- und Dresscodes einzuüben. Es handelt sich um ein Projekt, das das Unterste zu Oberst bringt und das innerste ins Bewusstsein heben muss.

Dieses Projekt erfordert auch von den Pädagoginnen und Pädagogen eine hohe *Reflexivität*, *Phantasie*, *Courage* und *Ambition*.